

Diana Fiammetta
Lama

Eine
Leiche zu
Ferragosto

*Maresciallo
Santomauro
fischt im Trüben*



atb

Diana Fiammetta
Lama
Eine
Leiche zu
Ferragosto

*Maresciallo
Santomauro
fischt im Trüben*





Diana Fiammetta Lama

Eine Leiche zu Ferragosto

*Maresciallo Santomauro fischt im
Trüben*

Kriminalroman

Aus dem Italienischen von Esther Hansen

 aufbau digital

Impressum

Die Originalausgabe unter dem Titel
»La sirena sotto le alghe«
erschien 2008 bei Edizioni Piemme.

ISBN 978-3-8412-0189-8

Aufbau Digital,
veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, Februar 2011
© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin
Die deutsche Erstausgabe erschien 2011 bei Aufbau
Taschenbuch,
einer Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG
La sirena sotto le alghe © 2008 Diana Lama

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche
Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung
des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für
Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen sowie für das öffentliche
Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

Umschlaggestaltung Mediabureau Di Stefano, Berlin unter
Verwendung eines Fotos von © neue bildanstalt/Knorreck

E-Book Konvertierung: le-tex publishing services GmbH,
www.le-tex.de

www.aufbau-verlag.de

Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Inhaltsübersicht](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zur Autorin](#)

[Impressum](#)

Inhaltsübersicht

Der Haufen in der ...

Donnerstag, 9. August

Freitag, 10. August

Samstag, 11. August

Sonntag, 12. August

Montag, 13. August

Dienstag, 14. August

Mittwoch, 15. August

Donnerstag, 16. August

Freitag, 17. August

Samstag, 18. August

Sonntag, 19. August

Montag, 20. August

Dienstag, 21. August

Donnerstag, 23. August

Dank

**Persönlicher und absolut subjektiver
Wegweiser durch die Cilento-Region**

**Leseprobe aus Rosa Cerrato - Das Blut der
Donna Luna**

Für Domenico und Germano,
die mir das Cilento geschenkt haben.

Der Haufen in der Sonne getrockneter Algen stank, als wäre eine Leiche darunter begraben.

Und wirklich lag dort eine Leiche.

Als der Bagger begann, mit großen Schaufelladungen die modrigen Meeresabfälle aufzunehmen, stiegen dichte Verwesungsschwaden in die warme Nachmittagsluft auf.

Dann stießen die Metallzähne auf Widerstand und zogen einen Arm unter den Algen hervor, daran hängend den übrigen Körper: schwarz, aufgedunsen, nackt und stinkend wie ein alter Hundekadaver.

Die wenigen Zuschauer, die träge an der Brüstung der kleinen Piazza lehnten und das Spektakel verfolgten, schrakten zurück, manch einer bekreuzigte sich.

Es war der erste greifbare Hinweis darauf, dass dieser Sommer in Pioppica anders werden würde.

Es hatte schon frühere, weniger deutliche Anzeichen dafür gegeben, doch keinem der Urlauber oder Dorfbewohner waren sie aufgefallen.

Donnerstag, 9. August

Maresciallo Simone Santomauro gehörte zu denjenigen, die an diesem Donnerstag Anfang August auf einer der Bänke der Piazzetta die nachmittägliche Brise genossen. Als er die aufgeregten Stimmen am Strand hörte, legte er das Buch, in dem er gelesen hatte, beiseite, stellte sein Glas Mandelmilch ab und trat ans Geländer. Zehn Sekunden später war er schon die kleine Treppe hinuntergehechtet und näherte sich mit umsichtigen, aber entschlossenen Schritten, bei denen seine nackten Füße im verdorrten Algentepich versanken, dem Grüppchen um den übelriechenden Haufen.

»Bitte nichts anfassen. Lassen Sie alles so, wie es ist.«

»Wer sind denn Sie?«, fragte ein muskulöser Mann in Trägerhemd.

»Maresciallo Santomauro. Carabinieri«, erwiderte er knapp und kurzerhand darüber hinwegsehend, dass er in T-Shirt und Badehose nicht unbedingt auf Anhieb als Vertreter der Staatsgewalt zu erkennen war. Im Übrigen war dies sein erster freier Tag seit Wochen und angesichts dessen, was da unter den Algen zum Vorschein kam, wohl auch erst mal sein letzter.

»Wer von Ihnen hat die Leiche gefunden?«

Die Menschen wichen auseinander und bildeten einen Kreis um die Leiche und den Mann im Trägerhemd, als wollten sie die gegenseitige Zugehörigkeit demonstrieren.

»Ich habe sie gefunden, Di Gregorio Giuseppe, genannt Peppenuzzo. Ich bin der Baggerführer.« Und er trat stolz einen Schritt vor, als sichere ihm der Umstand, die Leiche ausgegraben zu haben, besondere Rechte an dem verfaulenden Schatz in seinem Rücken.

»Gut, dann halten Sie sich hier zu meiner Verfügung und passen auf, dass niemand näher kommt. Die anderen können gehen«, sagte Santomauro an die Schaulustigen gewandt, die in der Zwischenzeit immer zahlreicher

geworden waren, »es sei denn, jemand hat eine Aussage zu machen. Hier gibt es absolut nichts zu sehen.«

Widerwillig und mit schlurfenden Schritten löste die Menge sich langsam auf, während Peppenuzzo, die Arme vor der haarigen Brust verschränkt, wie eingepflockt neben der Leiche Wache hielt, mit der zufriedenen Miene dessen, dem man seine wohlverdienten Rechte zugestanden hat. Santomauro eilte wieder die Stufen hinauf und rief von einem der Münztelefone auf der Piazzetta das zuständige Carabinieri-Revier an.

Für eine eigene Wache war das Dörfchen Pioppica Sotto, das nur im Sommer von Urlaubern bevölkert wurde, zu klein und gehörte daher zu dem wenige Kilometer entfernten Pioppica Sopra, von dem es, wie die Namen Unter- und Oberpioppica schon besagten, bis vor kurzem ein Ortsteil gewesen war. Seit undenklichen Zeiten standen die beiden Ortschaften in erbittertem Wettstreit, und wo die Oberpioppicaner die größere Altstadt und mehr ständige Einwohner für sich verbuchen konnten, brüsteten sich die Unterpioppicaner mit der größeren Grundfläche, auf der es nicht nur zahlreiche schöne Ferienvillen gab, sondern auch einige illustre Sommergäste, die seit Jahrzehnten dieses winzige Fleckchen im süditalienischen Cilento zu ihrem Feriendomizil erklärt hatten.

Die Carabinieri jedoch waren über jedes lokalpatriotische Schachern erhaben. Dank der Regel, dass Carabinieri stets fern ihrer Heimatstadt eingesetzt werden, zählte Santomauro eine bunte Mischung aus allen möglichen Regionen Italiens zu seinem Trupp. Trotzdem war Kampanien gut vertreten, nicht zuletzt durch ihn.

Es war schon eine Weile her, dass der Maresciallo als Erster am Fundort einer Leiche eingetroffen war. Um den Tod festzustellen – reine Formsache, aber unabdingbar –, musste er unter den Schaulustigen am Geländer nur den örtlichen Arzt ausfindig machen; danach blieb ihm nichts weiter übrig, als zu warten. Zuerst würden seine Männer kommen, dann das Einsatzkommando der Carabinieri aus

dem nächstgrößeren Vallo della Lucania, schließlich der Rechtsmediziner, der in der Gegend Urlaub machte und nicht mehr Eile als nötig an den Tag legen würde. Der Staatsanwalt, ebenfalls aus Vallo, bemühte sich in den Sommermonaten für Todesfälle normalerweise gar nicht erst her, da es sich fast immer um Ertrunkene handelte.

Dieser Fall lag allerdings anders.

Peppenuzzo war noch auf seinem Posten, die Leiche ebenso. Santomauro ging in die Hocke und dankte innerlich dem Himmel, dass er keine besseren Sachen als seine Badehose und ein altes Poloshirt anhatte. Der Verwesungsgeruch schien in tausend kleinen Tröpfchen von der Leiche aufzusteigen und sich in Kleidern und Haaren, auf Händen und Zunge festzusetzen. Doch er musste dichter ran, um das, was bis vor einigen Tagen ein Mensch gewesen war, aus der Nähe zu betrachten. Wahrscheinlich eine Frau, überlegte Santomauro, auch wenn sich das wegen der fortgeschrittenen Zersetzung nicht mit Sicherheit sagen ließ. Die Ratten und Krebse hatten ihre Arbeit bereits begonnen; die Augenhöhlen waren zwei dunkle Löcher, an Händen und Füßen fehlten die Glieder, ebenso das Gewebe an Wangen, Nase, Kinn sowie große Stücke aus den Leisten und der Brust. Die schlimmsten Verletzungen jedoch waren ihr ohne Zweifel von Menschenhand zugefügt worden. Tiefe und zahlreiche Wunden klafften in ihrem Oberkörper, im Unterleib, in den verdrehten und aufgedunsenen Beinen und Armen. Trotz der Zerstörung sah man, dass es ein gut gebauter Körper gewesen sein musste, die dichten, schwarzen Haare lagen wie ein Kranz um ihren Kopf, die Beine waren lang und schlank. Ein Gedanke nahm im Geiste des Maresciallo Gestalt an.

»Seit wann liegen die Algen hier?«, wandte er sich an den Baggerführer, der neugierig und beinahe misstrauisch jede seiner Bewegungen verfolgte.

»Mal sehen ... heute ist Donnerstag ... Seit Sonntag. Sonntagnachmittag wurden sie am ganzen Strand

zusammengekehrt, und heute sollte ich alles wegschaffen, fürs Wochenende. Das machen wir zwei oder drei Mal in der Hochsaison.«

Santomauro nickte, während er gedankenverloren den in der Ferne heulenden Sirenen lauschte. Der Rechtsmediziner würde das Seine dazu sagen, doch in einem war er sich schon sicher: Die Frau in den Algen war seit mindestens zehn Tagen tot.

»Vierzehn Tage, über den Daumen gepeilt.«

Professor Leandro de Collis streifte sich die Schutzhandschuhe ab und warf sie angeekelt hinter sich. Untadelig wie immer, selbst im flaschengrünen Lacoste-Hemd und gleichfarbigen Shorts, überragte er mit seinen ein Meter neunzig die Carabinieri, die sich wie Kakerlaken um den Leichnam zu schaffen machten. Der Blick, mit dem er sie bedachte, war kaum freundlicher als der, mit dem er eine Ansammlung von Schaben gemustert hätte.

»Hoffentlich richten sie keinen Schaden an. Der Abtransport fällt nicht in mein Ressort, aber ich will nicht dafür verantwortlich gemacht werden, wenn Ihre Männer etwas verbocken. Mit dem Material tue ich selbstverständlich mein Möglichstes, aber erwarten Sie bitte keine Wunder. Sie hören von mir.«

Ein Nicken des aristokratischen Hauptes mit dem schlohweißen, sorgsam gepflegten Haar, und weg war er. Erst als das Brummen des sich entfernenden Ferraris an sein Ohr drang, hörte Santomauro auf, die Zähne zu fletschen. Ganz abgesehen davon, dass der Professore die Toten, die das Pech hatten, auf seinem Seziertisch zu landen, als Material bezeichnete, woran der Maresciallo sich niemals gewöhnen würde, war es sein ganzes Gehabe, das bei ihm ein Gefühl von Schmirgelpapier auf nackter Haut auslöste. Bis vor wenigen Jahren hatte de Collis den Lehrstuhl für Rechtsmedizin an der Universität Rom innegehabt, woran er jedermann unaufhörlich erinnerte. Und das, obwohl er den Lehrstuhl hatte abgeben müssen,

als er ziemlich überstürzt die Demission eingereicht hatte, um einen aufkeimenden Skandal um den illegalen Handel mit Augenhornhäuten und Sperma von Leichen zu vertuschen.

Nun arbeitete er im Krankenhaus von Vallo della Lucania und schmückte sich immer noch mit dem Professorentitel, der wie gottgegeben an ihm hängengeblieben war, und obwohl er unbestritten der beste Rechtsmediziner der Gegend war, empfand Santomauro den Umstand, mit ihm zusammenarbeiten zu müssen, immer wie einen Tritt in die Eier. Im Sommer nun residierte der Professore leider in einer wunderschönen Villa in der Nähe von Pioppica, so dass seine Präsenz – und mit ihr der Tritt ins Gemächt – garantiert war.

»Maresciallo, die Spurensicherung ist abgeschlossen. Der Leichnam wird jetzt weggebracht. Soll ich Sie zur Wache mitnehmen?« In Habachtstellung und diensteifrig wie immer stand der Gefreite Cozzone vor ihm. Santomauro seufzte. »Nein, danke, Pasquale, ich komme mit meinem Wagen nach, dann kann ich im Anschluss an meinen Bericht gleich nach Hause fahren.« Es widersprach all seinen Prinzipien, einen Untergebenen mit dem Vornamen anzureden, doch bei Pasquale Cozzone war er gezwungen, eine Ausnahme zu machen. Klein gewachsen, fast an der Grenze des für das Heer vorgeschriebenen Mindestmaßes, dazu geplagt von einer außergewöhnlich großen Anzahl an Muttermalen, die sich dick und haarig über sein Gesicht verteilten, hatte Cozzone – im Übrigen ein hervorragender Mitarbeiter, diszipliniert und intelligent – noch ein weiteres Kreuz zu tragen, das um einiges schwerer wog als seine Statur und die Leberflecken.

Er hatte sich um Abhilfe bemüht, indem er ein hochkompliziertes Verfahren einleitete, um offiziell seinen Nachnamen zu ändern, doch nach langen, mühevollen und schmiergeldintensiven Jahren hatte er lediglich erreicht, dass ein Vokal ausgetauscht wurde. Santomauro, der sich noch nicht daran gewöhnt hatte, wollte kein Risiko

eingehen und nannte ihn beim Vornamen. Die weniger mildtätigen Kollegen spielten oft und gerne die Vergesslichen, so dass der arme Cozzone nach wie vor innerhalb und außerhalb der Carabinieriwache der »Megaschwanz« Cazzone blieb.

Eins ergab das andere, und so konnte Santomauro erst um neun Uhr abends nach Hause fahren. Eigentlich stand ihm als Stationskommandant eine Wohnung vor Ort zu, doch er verzichtete lieber auf dieses Privileg. Nicht weil ihm die Lokalität nicht gut genug war, im Gegenteil. Das Gebäude der Carabinieri lag am Rand der Straße, die sich von Pioppica Sopra nach Censola hinaufzog, und die Unterkünfte waren so gelegen, dass sie eine grandiose Aussicht aufs Meer boten und von der Straße her uneinsehbar waren. Der Maresciallo jedoch hatte seinen Platz lieber an Brigadiere Manfredi abgetreten, der Familie hatte. Er selbst lebte allein und konnte so in aller Ruhe das Fischerhäuschen mit direktem Zugang zu einem einsamen Strand genießen und sich gleichzeitig Manfredis ewiger Dankbarkeit sicher sein.

Im Sommer schlossen die Geschäfte von Pioppica Sotto nicht vor dem späten Abend, um möglichst viele Kunden anzulocken, bevor sie dann in ihre winterliche Lethargie zurückfielen. So konnte Santomauro, der keine Vorräte mehr hatte, sich noch etwas hausgemachtes Brot und Mozzarella in Myrtenblättern kaufen. Anschließend parkte er am Ortsausgang und lief zu Fuß den Trampelpfad hinab, der zu seinem Haus führte. Es war noch nicht dunkel, und er konnte sehen, wo er hintrat, doch das machte kaum einen Unterschied: mittlerweile kannte er jeden Stein des Weges und hätte ihn auch mit geschlossenen Augen gehen können. Der Ort, an dem er seit einem Jahr lebte, hatte sich um ihn gelegt wie das Schneckenhaus um die Schnecke. Es war seine Zuflucht, seine Höhle, in die er sich als frisch nach Pioppica Gezogener verkrochen hatte und von der er sich nun nicht mehr trennen würde, selbst wenn man ihm

eine Luxusvilla in den Wohnanlagen Sigmalea oder Krishnamurti schenkte.

Er deckte den Tisch auf der Terrasse und trug eine Kerze hinaus. Auf dem Meer spiegelte sich die dünne Sichel des zunehmenden Mondes. Die Myrte duftete nach Myrte, das Brot war köstlich, und vor ihm stand ein Teller mit vollreifen Feigen von den beiden Bäumen im Garten. Langsam entspannte er sich und wollte schon fast zu seinem Buch greifen, als das Klingeln des Telefons durch die Stille schrillte. Ruhig stand er auf; vorbei die Zeiten, als er noch gehetzt aufgesprungen war und mit klopfendem Herzen den Hörer abgenommen hatte zwischen Bangen und Hoffen, eine gewisse Stimme zu hören und nur diese.

Es war Manfredi, wie er schon vermutet hatte.

»Also, da haben wir eine ganz schön harte Nuss zu knacken«, fiel der Brigadiere wie üblich mit der Tür ins Haus.

»Ach, das ist noch lange nicht gesagt«, erwiderte Santomauro gedehnt. »Vielleicht meldet sich ja morgen jemand, der die Leiche kennt und sagt, es sei seine arme Tante aus dem Kloster und er habe selbst gesehen, wie sie sich in die Tiefe gestürzt hat.«

»Was redest du da, Simone! Das sieht doch ein Blinder, dass die sich nicht selbst umgebracht hat! Die ist in Scheiben geschnitten wie ein Parmaschinken!« Eine Pause folgte und dann ein tiefer Seufzer. »Schon klar, du hast mich wieder mal drangekriegt. Ich gehe dir aber auch immer auf den Leim, Himmelsarsch!«

»Reg dich nicht auf, Totò, du weißt doch, dass ich's nicht böse meine. Bist du gerade erst zurückgekommen?«

»Ja, bei den Grotte Verdi gab's eine Schlägerei, du weißt schon, die Bar an der Straße nach Ascea: drei Leichtverletzte und zwölf zertrümmerte Tische. Zwei Polinnen, Dienstmädchen in Sigmalea, du kannst es dir denken, blond, schlank, lange Beine, einem unserer Gockel ist der Kamm geschwollen, ein anderer hat's ihm krummgenommen, und schon war die schönste Prügelei im

Gange. Und rate mal, was eine der Damen zu mir gesagt hat, als ich sie nach Hause fuhr?«

»Was denn, du hast sie sogar nach Hause gefahren? Werd ich Maria Pia erzählen.«

»Nein, um Himmels willen, für wen hältst du mich? Heiße ich etwa Gnarra? Wenn ich die beiden dagelassen hätte, wären es morgen vier gewesen. Also, diese Christine sagte mit ihrem Deutschen-Akzent, den die Polinnen so haben: ›Ihr kamt gerade, als es am lustigsten war.‹ Ganz schön freches Mundwerk! Aber hübsch, solche Augen. Und Beine!«

»Also muss ich doch mal mit Maria Pia sprechen.«

Es war ein altes Spiel zwischen ihnen, das mit Maria Pia, Brigadiere Totò Manfredis legendärer Ehefrau, einer tollen Köchin, liebevollen Mutter, einer witzigen, intelligenten und ganz nebenbei auch bildhübschen Person. Der Brigadiere war ein glücklicher Mann und fähiger Kollege, gewissenhaft und mit gutem Spürsinn, den Santomauro sehr schätzte, auch wenn er sich hin und wieder einen Spaß daraus machte, ihn auf den Arm zu nehmen.

»Mal im Ernst, Totò, ab morgen müssen wir uns wirklich reinknien. Ich sehe schon die Schlagzeilen vor mir:

›Geheimnisvoller Triebtäter überzieht Cilento-Küste mit Blut. Urlauber flüchten. Wer ist der Nächste?‹«

»Na komm, so schlimm wird's schon nicht werden.«

»Schlimmer! Im Sommerloch reißen sich die Journalisten doch um jede Meldung. Ein Mord im Sommer zieht immer. Vor allem, wenn die Versager von Polizei und Carabinieri es nicht schaffen, ihn aufzuklären.«

»Lass bloß die Polizei aus dem Spiel, das ist unsere Sache. Hast du irgendeine Idee?«

»Nichts, was diese Bezeichnung verdient hätte. Nur eins ... wann war noch mal Neumond, Anfang dieser Woche?«

»Montag oder Dienstag, glaube ich. Das kann ich herausfinden. Warum, ist das wichtig?«

»Nein, war nur so ein Gedanke. Wir reden morgen darüber.«

Während er die letzte Zigarette in der Abendfrische rauchte, überlegte Santomauro, was vorgefallen sein mochte. Vielleicht war es ja kein vorsätzlicher Mord gewesen, zumindest der blinden Gewalt nach zu urteilen, mit der die Messerstiche angebracht worden waren. Das Versteck der Leiche hingegen war sehr sorgfältig gewählt. Eine mondlose Nacht, ein Haufen Algen, die noch einige Tage dort verrotten würden ... Ja, aber warum? Es gab zahllose Orte, an denen man eine Leiche für viel länger verschwinden lassen konnte, vielleicht sogar für immer. Warum also die ganze Mühe, mit einer in Verwesung befindlichen Leiche bis Neumond zu warten und sie dann im Dunkeln an einen Ort zu bringen, wo sie auf jeden Fall früher oder später entdeckt werden würde?

Freitag, 10. August

»Weil er wollte, dass sie gefunden wird. Vielleicht stank sie ihm zu sehr, vielleicht hatte er Angst.«

»Gnarra, entscheide dich. Entweder der Mörder hat einen ausgeklügelten Plan entworfen, oder er hat im Affekt gehandelt. Aber nicht beides zugleich.«

»Warum nicht?«, widersprach Brigadiere Gnarra seelenruhig. »Vielleicht hat er das Verbrechen geplant und wollte die Leiche bei sich im Haus behalten, bis die Frau nur noch Staub und Knochen wäre, oder er wollte sie in handlichen Stücken einfrieren und in Ruhe verzehren. Aber dann hat die Alte ihre Farbe verändert und er musste sie entsorgen, was er irgendwann zwischen Sonntag- und Mittwochnacht getan hat.«

Das Schlimme an Pietro Gnarra war, dass man nie wusste, wann er etwas ernst meinte und wann nicht. Santomauro hatte sich schon des Öfteren gefragt, ob nicht ein Teil des unzweifelhaften Erfolges, den der Kollege sowohl im Berufs- als auch im Privatleben genoss, darauf beruhte, dass die Leute das, was er an dummem Zeug redete, für Spaß hielten und seine Späße für Geistesblitze. Sicher war nur, dass die Frauen Gnarra, Pedro für seine Freunde, anbeteten, dass er von seinen Vorgesetzten auf Händen getragen, von den Straftätern respektiert, den Ortsansässigen verehrt und den Kollegen, die die Legende aus nächster Nähe erleben durften, geduldet wurde. Aber er war in Ordnung, großzügig, immer zu einem Lachen aufgelegt, und auch Santomauro konnte nicht anders, als ihn zu mögen. Jetzt flegelte sich Gnarra mit lang ausgestreckten Beinen auf seinem Stuhl und tat so, als grübele er über den Fall nach, dabei waren seine Gedanken schon wieder ganz woanders, wie man an der zerstreuten Handbewegung ablesen konnte, mit der er das neue Goldkettchen auf seiner braungebrannten Brust streichelte.

Forschend sah Santomauro ihn an: »Blond oder braun, Pedro?« Sein Gegenüber biss sofort an und seufzte

grinsend: »Rot, Simone, rot, aber nicht von der schamlosen Sorte. Holländerin, übersät mit Sommersprossen, du hast ja keine Ahnung, wie viele Sommersprossen so eine sommersprossige Rote haben kann, überall, wirklich. Heute Morgen ist sie abgereist, aber das hier hat sie mir zur Erinnerung dagelassen.«

Die anderen zwei lachten höhnisch auf. Gnarra war bekannt für seine Frauengeschichten, seine Verführungsrate – beziehungsweise die Zeitspanne vom Moment des Kennenlernens bis zum Sex – war rekordverdächtig, er brauchte einer Frau nur in die Augen zu schauen und schon zog sie sich aus. Doch nicht nur von ihren Slips trennten sich Pedros Damen freigiebigst, auch von ihren Ketten und Armbändern, natürlich durchweg aus Gold, die der Brigadiere sich gerne stolzgeschwellt umhängte, so dass er schon den Spitznamen »*Maronna 'ell'Arco*« weghatte, die güldene Madonna von Neapel.

»Was gibt's denn da zu lachen, ihr Scherzkekse, ich bin echt verliebt, ich habe ihr versprochen, sie im Winter in Rotterdam zu besuchen.«

»Ja klar! Und da gehst du zu Fuß hin, nach Rotterdam!« Manfredi schlug sich lachend auf die Schenkel. Gnarra sah ihn beleidigt an, doch seine krankhafte Angst vor allem, was aus eigenem Antrieb vorankam, war legendär: Schiffe, Flugzeuge, Züge, alles war ihm verwehrt, und auch im Auto bewegte er sich nur mit äußerster Vorsicht fort und immer deutlich unter achtzig Stundenkilometern.

»Wenn ihr fertig seid, euch auf meine Kosten zu amüsieren, könnten wir vielleicht mit dem Fall weitermachen.«

»Du hast recht, sorry, aber manchmal bist du wirklich zu gut.«

»Ja, ja, du bist guuut, das hat die Sommersprossige sicher auch gesagt.«

»Ruhe, Manfredi, nur keinen Neid, weil du selbst quasi von Geburt an verheiratet bist. Obwohl, bei einer Frau wie deiner würde ich vielleicht auch nicht nein sagen.«

»Pietro, halt die Klappe, über meine Frau werden keine Witze gemacht.« Und schon war Manfredi gereizt, sein Gesicht gerötet, der Blick verfinstert. Gnarra war ein ernst zu nehmender Rivale, er hingegen untersetzt und stämmig, mit viel weniger Haaren, als ihm lieb war. Manchmal tröstete sich Santomauro bei seinem Anblick; bei ihm hatte der Haarausfall schon früh eingesetzt, und nun, mit dreiundvierzig, trug er einen glänzenden, gebräunten, perfekt rasierten Schädel zur Schau, was zu seinen blauen Augen und gleichmäßigen Gesichtszügen gar nicht übel aussah, und Männer seines Alters, die jetzt mit ihrem grauen oder schütterten Haar zu kämpfen hatten, entschädigten ihn irgendwie für die Leiden seiner Jugend.

»Was habt ihr heute nur alle gegen mich?! Also gut, dann werde ich mich mal ein wenig umhören, während ihr euch hier die Schenkel platt haut. Bis dann.«

Immer noch eingeschnappt machte sich Gnarra zu seiner Erkundungstour auf, um zu tun, was er am besten konnte, am Strand entlangschlendern und durch Bars, Läden und Restaurants ziehen und mit allen reden, die ihm über den Weg liefen. Santomauro argwöhnte manchmal, dass er dabei insgeheim an einer zukünftigen Karriere als Politiker strickte, so bekannt, wie er war, aber er sammelte auch unumstritten die meisten Informationen, Neuigkeiten und Gerüchte von der gesamten Cilento-Küste. Wenn in Ogliastro Cilento, Casale Marino oder Pisciotta etwas passierte, erfuhr Gnarra es als Erster, und aufgrund dieser Gabe durfte er nach Gutdünken umherstreifen und die ungeliebte Schreibtischarbeit den weniger umtriebigen Kollegen überlassen.

»Maresciallo, hier spricht Staatsanwalt Gaudio. Ich will ganz offen sein: Hier in Vallo versinken wir in Arbeit, es ist heiß und meine Frau muss jeden Moment niederkommen, mit dem fünften Mädchen, unter uns gesagt, ich kann Sie also nur bitten, mir mit dieser namenlosen Leiche vom Hals zu bleiben, kümmern Sie sich darum und halten Sie mich

auf dem Laufenden, und wenn Sie etwas herausfinden, teilen Sie es mir mit, und wir schließen die Sache ab.«

»Aber vielleicht wird es nicht ganz so einfach ...«

»Hauptsache, Sie verschwenden nicht meine Zeit! Finden Sie heraus, wer sie war, und garantiert ist der Ehemann dann der Mörder! Sie wissen doch genauso gut wie ich, Maresciallo, dass die meisten Morde innerhalb der Familie geschehen, nicht wahr? Also dann, tun Sie Ihre Arbeit und lassen Sie mich damit in Frieden, wenn ich meine Frau nach der ersten Schwangerschaft um die Ecke gebracht hätte, ginge es uns heute auch allen besser.«

»Ja, aber ...«

»Finden Sie den Mann!«

»Einen viertel Liter Milch und vier Brötchen, bitte. Haben Sie schon gehört?«

»Ja ja, Signora, mittlerweile passieren so schlimme Geschichten nicht mehr nur in der Stadt. Die mit Öl gebackenen Brötchen?«

»Ja, danke. Es heißt, sie war in Stücke geschnitten und über den ganzen Strand verteilt.«

»Das glaube ich nicht, ich weiß aus zuverlässiger Quelle, dass sie noch so gut wie ganz war, nur ein paar von diesen gewissen Teilen fehlten ... na, Sie wissen schon welche. Darf es sonst noch etwas sein?«

»Ein Glück, ich wollte schon den Strand wechseln. Stellen Sie sich vor, plötzlich eine Hand oder ein Ohr unterm Sonnenschirm zu finden ... Geben Sie mir noch dreihundert Gramm Schinken, aber dünn geschnitten.«

»Hier, bitte sehr, hauchdünn. Wissen Sie, was ich glaube? Ich glaube, es könnte das Monster von Florenz¹ sein. Vielleicht macht es ja hier Urlaub.«

»Um Himmels willen, da kriege ich gleich eine Gänsehaut. Haben Sie auch Myrte? Aber frische, nicht wie vorgestern.«

»Verschwunden. Gustavo ist einfach verschwunden, als hätte er sich in Luft aufgelöst. Seit heute Morgen kann ich ihn nicht finden, Simone, wie soll ich das nur den Kindern sagen? Ich bin verzweifelt.«

Santomauro nickte mit düsterer Miene.

Die Lage war wirklich ernst, die Manfredi-Kinder liebten Gustavo heiß und innig, das schneeweiße Angorakaninchen, das seit einigen Wochen zur Familie gehörte. Gerne hätte er Maria Pia getröstet, die händeringend vor ihm saß, doch er wusste, dass bei Vermisstenanzeigen die ersten vierundzwanzig Stunden entscheidend waren, und ihm schwante Übles. Gustavo war noch nicht ganz ausgewachsen gewesen, aber dennoch schön dick und zart. Es sah nicht gut aus für ihn.

»Ich verspreche dir, ich tue, was ich kann, aber sag Totò lieber nichts davon, du kennst ihn ja, er geht gleich in die Luft und könnte etwas Dummes sagen oder tun. Und wenn ihr, du und die Kinder, es ihm verschweigt, merkt er nicht einmal, dass Gustavo nicht mehr da ist.«

Maria Pia versprach es, die Augen tränengefüllt, dann rang sie sich ein zittriges Lächeln ab und stand anmutig auf.

Sie war eine wirklich schöne Frau, von einer üppigen Schönheit, mediterran und reif wie eine sonnengewärmte Frucht. Am liebsten trug sie Kleider in warmen Farben, Orange, Gelb oder Rot, die ihre Beine und ihr gebräuntes Gesicht betonten.

In der Kaserne hatten sie und die Kinder, drei kleine Rabauken zwischen zwei und sechs Jahren, bisher keine größeren Probleme gehabt. Gustavo war schnell zum Maskottchen der Carabinieri geworden, und dem Maresciallo gefiel der Gedanke gar nicht, einer von ihnen könnte für sein Verschwinden verantwortlich sein. Er wollte lieber glauben, dass das unvorsichtige Tierchen sich Hals über Kopf in die umliegenden Büsche geschlagen hatte.

Aber Gustavo war alles andere als unvorsichtig, er war ein stilles, ruhiges Pummelchen, und Santomauro wusste,

dass er den faulen Apfel im Korb suchen musste.

In der Kaserne lebten fünfzehn Männer, plus er selbst, Gnarra und Manfredi, allesamt seit mindestens drei Jahren in Pioppica, bis auf Bancuso und Licalzi, die im Frühjahr dazugestoßen waren. Mit finsterer Miene stand der Maresciallo auf.

Der erste Messerstich: Staunen auf ihrem Gesicht, dann Schmerz, Unglauben, Erschrecken. Und die Angst. Und das Blut, viel Blut, dunkel und zäh, während das Messer tiefer fuhr. Dreiundvierzig Stiche, jeder einzeln gezählt. Eins, für deine Haare. Zwei, für deine Augen. Drei, für den Busen. Vier, für die Hände, bis es nichts mehr zu zählen gab.

»Ein Cœur. Wisst ihr schon das Neuste?«

»Ein Pik. Was denn, hier passiert doch sowieso nie was.«

»Drei Cœur. Was ist denn los, hat Tina sich Strähnchen machen lassen?«

»Passe. Nun sag schon, Evelina, spann uns nicht auf die Folter.«

»Sechs Cœur. Sie haben eine Leiche gefunden, eine Frauenleiche, völlig unkenntlich, unter den Algen am Strand versteckt. Ermordet.«

»Passe. Um Himmels willen, das ist ja furchtbar! Und wer ...?«

»Passe. Ermordet, du liebe Güte, wer hätte das gedacht, so etwas hier ...«

»Ich passe. Meinst du, wir sollten Pippo informieren? Also, Evelina, sechs Cœur, das sehe ich wirklich nicht.«

Wenn er nervös war, musste Santomauro einfach raus an die frische Luft.

Er hatte keine Zeit, um bis ans Meer hinunter zu fahren, außerdem waren die Strände um diese Zeit ohnehin noch überfüllt mit Badegästen. Er sehnte sich nach Ruhe, also

schlug er zu Fuß einen Pfad ein, der sich fast genau gegenüber der Kaserne den Berg hinaufschlängelte.

Nach wenigen Minuten hatte er die Geräusche der Straße hinter sich gelassen. Es war nicht besonders heiß, deshalb spazierte er mit den Händen in den Taschen weiter, einfach der Nase nach.

Seit er am Vortag die Leiche in den Algen gesehen hatte, schwebte ihm ein Bild vor Augen, das er erst jetzt in der Erinnerung richtig zu fassen bekam.

Einige Monate zuvor hatte er sich unbedachterweise von Totò Manfredi ins Kino schleppen lassen.

Salerno, Programmkino, ein japanischer Film von seltener und authentischer Schönheit, stark und direkt wie ein Schlag in die Magengrube, dabei zart und poetisch wie ein Märchen. Das Ganze gewürzt mit ungewöhnlicher, verstörender Erotik, exotisch und grenzüberschreitend, kurz, ein Film, den man gesehen haben musste.

Er hatte ihn gesehen. In einem kleinen, dunklen Saal, zusammen mit zwanzig anderen Zuschauern, die sich genauso unbehaglich fühlten wie er. Manche schwiegen verblüfft, andere machten aus ihrer Häme keinen Hehl, einer war mit vor den Mund gepresster Hand hinausgerannt.

Mit dem bestürzten Manfredi an seiner Seite hatte er sich von Anfang bis Ende die Geschichte eines japanischen Malers angetan, der im Straßengraben eine wunderschöne Meerjungfrau findet und sie mit zu sich nach Hause nimmt. Doch in seiner Badewanne darbt sie dahin, und zwischen einer Sexszene und der nächsten beginnt sie sich mit schrecklichen, eitrigen Blasen zu überziehen, die aufplatzen und dabei Säfte und Schleim in allen Farben des Regenbogens absondern. Noch ein paar Sexszenen in perfekter Balance zwischen Grauen und unfreiwilliger Komik, dann stößt die arme Kreatur aus allen natürlichen und unnatürlichen Körperöffnungen vielfarbigen Eiter aus. Der Künstler hält sich wacker: In der Schlusszene hat er sich mit Leinwand, Pinseln und Staffelei bewaffnet und

zeichnet ein unsterbliches Porträt der Seejungfrau, indem er die Pinsel direkt in ihre eitrigen Wunden taucht. Ende, Erlösung, alle raus, Manfredi mit gesenktem Kopf und zitterndem Schnurrbart.

Bei der Leiche, die unter den Algen am Strand von Pioppica versteckt gelegen hatte, konnte man ja an so einiges denken, nicht jedoch an eine betörende Sirene. Sämtliche Spuren von Schönheit, wenn es sie gegeben hatte, waren verschwunden, auf schreckliche Weise ausgelöscht durch den Wahnsinn eines Menschen und die Grausamkeit der Natur.

Und doch fiel Santomauro beim Gedanken an sie immer wieder eine Sirene ein. Eine Sirene unter den Algen.

Am Ende des Tages war das Rätsel um Gustavo noch immer nicht gelöst, Manfredis Kinder waren mit rotgeweinten Augen zu Bett gegangen und Santomauro saß mit Cozzone in seinem Büro und zog Resümee.

Es war die Stunde der Dämmerung, wenn alles irgendwie trostlos wirkt, der Tag ist zu Ende, die Dinge aber noch nicht abgeschlossen, die Nacht bricht nur langsam an und alles scheint in einem zeitlosen Limbus zu schweben. Santomauro war niedergeschlagen. Das Büro deprimierte ihn mit der brennenden Schreibtischlampe und den Landkarten, die an den Wänden im Halbdunkel hingen. Cozzone deprimierte ihn mit seinem hässlichen Braver-Junge-Gesicht und der traurigen, sorgenvollen Miene. Die Stille um sie herum deprimierte ihn, nicht einmal die Grillen zirpten, auf der Landstraße regte sich keine Menschenseele, und selbst die streunenden Hunde hielten sich von der Kaserne fern, wo Tiere verschwanden.

Er zwang sich, seinem Gefreiten zuzuhören.

»Ich bin mit äußerster Vorsicht vorgegangen, Maresciallo, ohne Beweise kann ich ja niemandem was anhängen. Bancuso und Licalzi teilen sich das Zimmer mit Bartocci, und der hat bis Mittwoch kommender Woche Urlaub. Keiner von beiden geht in naher Zukunft in Urlaub,

so dass ich sie unter Kontrolle habe, aber ich glaube einfach nicht, dass einer von ihnen ...«

»Schon gut, Pasquale, ich kann mir das auch nicht vorstellen«, fiel ihm Santomauro ins Wort und erhob sich, die Depression wie einen schwarzen Hut auf dem Kopf, »wir werden sehen, was passiert. Halt die Augen offen.«

»Und Sie, Maresciallo, bleiben sie nicht zum Abendessen? Ab heute hat Ammaturiello wieder Küchendienst, Sie wissen doch, der war früher Hilfskoch bei Mimì von der Eisenbahn.«

»Ach ja? Und was gibt's?«

»Geschmortes Kaninchen, Maresciallo, wir haben solche Prachtexemplare erstanden, dass einem das Wasser im Mund zusammenläuft«, erwiderte Cozzone und hatte immerhin den Anstand, gleich darauf zu erröten.

Die Nachtstunden widmete Santomauro der Lektüre.

Er gehörte nicht zu den Menschen, denen ab elf Uhr die Augen zufallen, und wenn er nichts anderes vorhatte, machte er es sich abends auf der Veranda in seinem Klappliegestuhl mit grüner Kunststoffbespannung, einem Erbstück seiner längst verstorbenen Tante, mit einem Buch bequem. Oder, wenn es zu kühl war, im Bett oder auf dem Sofa. Er hasste den Fernseher, der in einer Ecke des Wohnzimmers langsam einstaubte, stattdessen war jedes freie Stück Wand seines Häuschens mit Holzregalen vollgestellt, die vor Büchern überquollen, als wären sie eine eigenständige Spezies mit der Fähigkeit, sich fortzupflanzen.

Santomauro war ein allesverschlingender, unersättlicher Leser, was in der Familie liegen musste, da schon von besagter Liegestuhl-Tante die Sage ging, sie habe aus Mangel an Nachschub sogar das Telefonbuch gelesen.

So weit war es bei Santomauro noch nicht, doch er kannte das Lesestoff-Entzugs-Syndrom und hatte daher immer ein paar Bände für den Notfall bereitliegen, Bücher der Sorte, die man beliebig oft im Leben lesen kann, ohne

dass man ihrer überdrüssig wird, und in denen man immer wieder etwas Neues entdeckt.

Seit ein paar Tagen war er an einem Buch über das Enneagramm, beziehungsweise »diesen Zahlenquatsch«, wie Gnarra es einmal respektlos ausgedrückt hatte, dessen eigene Lektüre sich auf das Ergebnis der Lottozahlen beschränkte. Es war eine spannende Theorie, eine Einordnung der Menschen nach ihrer Wesensart in bestimmte Psycho-Typen; Santomauro war ziemlich überzeugt davon, eine Fünf zu sein, Manfredi musste eine Eins sein, aber angesichts der komplexen Schlichtheit von Gnarras Psyche hatte er die Waffen strecken müssen und war sich immer noch nicht sicher, ob er ihn als Sieben, als Vier oder als misslungene Acht einordnen sollte.

Das Telefon drängte sich störend in seine Ruhe, widerstrebend ging er ran. Ausgerechnet Gnarra war am Apparat, seine Stimme versank fast in einer Kakophonie aus Musik und Gelächter, die durch den Hörer drang. Trotz des Lärms entging dem Maresciallo nicht seine mühsam unterdrückte Erregung: »Es ist so weit, Simone, ich habe eine Spur. Vielleicht weiß ich, wer die Frau in den Algen ist.«

»Was hast du herausgefunden?«

»Ich kann dazu jetzt nichts sagen, mir fehlt noch die Bestätigung, wir sehen uns morgen in der Kaserne, dann erzähle ich dir alles«, und schon hatte er aufgelegt, ohne eine Antwort abzuwarten.

Santomauro kehrte in seinen Stuhl zurück, doch schon nach einer Minute ließ er nervös das Buch sinken.

Aus war's mit der Ruhe.

Von wegen Ruhe! Regina Capece Bosco rappelte sich aus ihrer Yogaposition auf, in der sie mühsam verrenkt vier scheinbar endlose Minuten ausgeharrt hatte. Bridge und nur Bridge brachte ihr Entspannung, alles andere konnte man vergessen.

Sie legte sich auf das Bett vor dem Panoramafenster, von dem aus sie die ganze Küste bis hin zum Leuchtturm überblicken konnte, eine weite, samtene, tiefblaue Fläche, übersät mit gelben Glitzerpünktchen. Die Partie am Nachmittag war zu ihrer Zufriedenheit ausgegangen, die dumme Gans Bebè Polignani hatte sich wie gewöhnlich bis aufs letzte Hemd ausziehen müssen, weil sie unter sechstausend gelandet war. Die anderen Spielerinnen hatten sie niedergemacht. Woher also dieses vage Gefühl der Unzufriedenheit? Die Leiche in den Algen? Vielleicht hätten sie am Ende doch Pippo anrufen sollen. Die anderen hatten ja davon gesprochen, vielleicht wäre es wirklich das Beste, auf Nummer sicher zu gehen.

Mitternacht, um diese Uhrzeit rief man bei anständigen Leuten nicht mehr an, besser morgen.

Oder vielleicht, noch besser, würde sie einfach die dumme Gans Bebè anrufen lassen.

Pippo Mazzoleni schlief. Niemand hatte ihn informiert, dass unter den Algen eine Frauenleiche gefunden worden war. Im Schlaf tastete sein Arm hinüber auf Elenas Bettseite, die Hand fand das kühle Bettlaken, und er wachte nicht auf.